

Kurzprotokoll des literarischen Gesprächs zu

Kirsten Boie: Es gibt Dinge, die kann man nicht erzählen. Oetinger 2013

vom 20.5.2014

Es wird lebhaft vorgelesen. Das Blitzlicht zeugt von emotional heftigen Leseerfahrungen: Es fielen folgende Begriffe: erschütternd, bedrückend, bestürzend, bewegend, berührend, sehr traurig; viele von uns berichteten, sie seien ergriffen gewesen, haben Mitleid empfunden. Eine Stimme widerspricht dieser Wahrnehmung der Mehrheit: Es handele sich um eine unzulässige Zuspitzung afrikanischer Verhältnisse, es gebe auch hierzulande Leid, die Erzählungen enthielten Klischees und beschrieben „Jammerlappen“.

Erzählt wird in vier kurzen, miteinander nicht verbundenen Erzählungen von Kindern in Swasiland, die als Aids-Waisen mit ihren Geschwistern und z.T. mit der Großmutter in ländlichen Verhältnissen leben. Stilistisch sind es Kurzgeschichten, d.h., es wird ohne große Exposition oder Erklärungen ein Ausschnitt aus dem Leben dieser Kinder berichtet, in dem etwas Signifikantes, ihre Lebenswelt Charakterisierendes geschieht. Beispielsweise: Ein Mädchen fährt per Autostopp aus der ländlichen Gegend zum nächsten Marktplatz, um Schuhe für die kleine Schwester zu erstehen, weil diese ohne Schuhe die Schule nicht besuchen kann. Nach einigen Versuchen muss sie erfahren, dass ihre einzige Möglichkeit, als Kind an das notwendige Geld zu kommen, darin besteht, etwas zu tun, was „man nicht erzählen“ kann, nämlich sich zu prostituieren. Ein anderes Kind wandert mit dem Geschwister aus den Bergen zur nächsten Krankenstation, um sich auf Aids testen zu lassen; sie liest der Kleinen immer wieder aus dem „Memory Book“ vor, aus dem Heft, das die sterbende Mutter für ihre Kinder schrieb, und verschweigt ihr dabei, dass das Buch sich gar nicht auf die Kleine bezieht, weil der Mutter nicht mehr die Zeit blieb, auch der Jüngeren ein solches Buch zu machen. Gemeinsam ist allen erzählten Kindern das Ausgesetzt-Sein und die Zukunftslosigkeit. Sie können die Schule nicht mehr besuchen, sei es aus Mangel an Schulgeld oder weil sie für die restlichen Mitglieder der Familie sorgen müssen. Zu früh sind sie mit Verantwortung beladen, die sie nicht schultern können. Im Nachwort wird das Erzählte als „Realfiktion“ gekennzeichnet: Die Autorin berichtet, vor Ort genau diese Verhältnisse erfahren zu haben und die Geschichten aus Elementen dieser Erfahrungen zusammen gesetzt zu haben.

Viele wollten das schmale Buch nicht in einem Zug lesen. Nur die kurze Form, so wurde gesagt, macht die Lektüre überhaupt erträglich. Warum soll man sich als Leser/-in Tod und Leid und Ausweglosigkeit in dieser Intensität antun? Diese Frage, schon im Blitzlicht geäußert, taucht im Gespräch immer wieder auf. Bewundert werden aber auch die klare, sehr einfache, nüchterne, diskret bleibende und doch präzise Sprache, die Realitätsnähe der Schilderungen und die Prägnanz der sprachlichen Bilder. Einige Teilnehmer machten darauf aufmerksam, dass Form und Stil auch Schwierigkeiten beinhalten: Viele Themen werden angesprochen, die oft unverbunden nebeneinander stehen bleiben; die Namen der Kinder und Orte in afrikanischer Sprache sind schwer zu sortieren (eine Karte am Ende hilft dabei); doch kein Erzähler ordnet und erklärt, führt Ereignisse auf Ursachen zurück und leitet die Adressaten durch die fremde Welt. Es sei „eine anstrengende Art zu schreiben“, so wird gesagt, trotz der Wiederholung von Wörtern als durchgängiges Stilelement, das die Eindringlichkeit erhöht. Stilistisch handelt es sich um realistisches Erzählen, d.h., aus der Oberfläche des Erzählten sind die Zusammenhänge durch die Leser/-innen zu erschließen.

Im Gespräch wird hauptsächlich über einzelne Szenen und deren Realitätsgehalt gesprochen: Die Wahrnehmung der Weißen als Ärzte und Touristen, die Verarbeitung des Todes der Eltern, die Unerreichbarkeit des Waisenhauses, die sinnlose Wohltat eines Rollstuhls für eine der Großmütter, die sich damit doch in der Hütte und auf dem Trampelpfad weit weg von der nächsten Straßen nicht bewegen kann. Wir sind durchweg beeindruckt von den Geschichten, ihre Fiktionalität tritt weit zurück hinter den realen Verhältnissen, auf die sie verweisen.

Noch einmal: Warum soll man das sich selber, den Schüler/-innen die Erfahrung so bedrückender Lebensbedingungen antun? Als Resultat bleibt doch nur Hilflosigkeit, so wird gesagt. Eine Parallele zur Kinder- und Jugendliteratur zum NS und Holocaust wird gezogen, die ebenfalls keine „schönen“ Leseerfahrungen bietet und doch bereichernd ist. Es wird auf den Wahrheitsgehalt verwiesen.

Die Geschichten sind kurz, es kann dosiert werden, es kann fächerübergreifender Unterricht z.B. mit Erdkunde realisiert werden und es liegt überhaupt eine Form vor, in der die Begleiterscheinungen der Aids-Epidemie in Teilen Afrikas sichtbar und begreifbar werden. Abgesehen von diesen inhaltlichen Argumenten sind auch die analytischen Lernziele des Literaturunterrichts zu bedenken: Mit Schüler/-innen kann über Fiktionalität nachgedacht werden, über die besondere andere Wahrheit poetischer Texte im Verhältnis zu Sachtexten. Ausdrucksmittel des Realismus können untersucht werden. Schließlich wird gefragt, ob die 7. Klasse zu jung ist: In einer der Geschichten kommt Prostitution und Vergewaltigung vor. Dagegen wird eingewendet, dass sachlich und zurückhaltend berichtet wird – und 13-Jährige längst über solche Sachverhalte Bescheid wissen, in der Regel aus schlechteren Quellen. Hier werden sie zu Tatsachen, „über die man erzählen kann“, wie das Buch zeigt.